

Zitierhinweis

Reinhard, Wolfgang: Rezension über: Ulrich Pfister (ed.), Kulturen des Entscheidens. Narrative – Praktiken – Ressourcen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 46 (2019), 2, S. 291-293, DOI: 10.15463/rec.29359187



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

methodische Reflexionen zu einem innovativen, zukunftssträchtigen Forschungsfeld bieten, sondern auch in teilweise sehr überzeugenden Fallstudien deren empirische Fruchtbarkeit demonstrieren.

Alexander Georg Durben, Münster

Pfister, Ulrich (Hrsg.), Kulturen des Entscheidens. Narrative – Praktiken – Ressourcen (Kulturen des Entscheidens, 1), Göttingen 2019, Vandenhoeck & Ruprecht, 409 S. / Abb., € 70,00.

Das Umschlagbild dieses eindrucksvollen Bandes zeigt eine niederländische Ständeverammlung des 17. Jahrhunderts bei der Beratung. Entsprechend stehen zwei Beiträge am Anfang, die Entscheiden beobachten wollen. Die Philosophen Michael Quante und Tim Rojek sowie der Soziologe Robert Schmidt gelangen auf unterschiedlichen, nicht immer leicht verständlichen Wegen zum erwünschten Ergebnis, der findigen Rechtfertigung hermeneutischer Verfahren statt oder neben kausal-funktionalen zwecks Erklärung komplexer Entscheidungen. Handlungstheorie und Praxeologie werden dabei zur Harmonie gebracht, auch wenn vor der Verwechslung von Handlungsergebnissen mit deren „retroaktiver Inszenierung“ gewarnt wird (66). Der Herausgeber hatte einleitend bereits betont, wie sich Entscheiden von anderen Handlungsformen unterscheidet: erstens durch die explizite Erzeugung von Alternativen, zweitens durch deren Bewertung, drittens durch die kontingente Auswahl einer dieser Alternativen. Aber keiner dieser Schritte erfolgt zwingend: Entscheidungen können einfach unterbleiben oder sich im weiteren Wortsinn einfach ergeben, ohne dass sie ausdrücklich getroffen werden – meines Erachtens ein Grundproblem des Themas. Entscheidungen im engeren Sinn aber bedürfen erstens einer Rahmung als Handlungsfeld, brauchen zweitens einen Deutungshorizont, können drittens Skripten und Routinen folgen oder viertens auf höchst unterschiedliche Weise institutionalisiert sein. Ihre zunehmende Formalisierung kennzeichnet die Moderne. Daraus ergeben sich sprachliche und nichtsprachliche Vollzüge, die hier „Kulturen des Entscheidens“ heißen sollen. Das sind in diesem Band Narrative, Praktiken und der Einsatz von Ressourcen, wobei Expertise, Information und Planung der dominierenden Gattung „Ressourcen“ zugeordnet werden.

In 16 Abschnitten behandeln 33 Autorinnen und Autoren der verschiedensten Fächer einschlägige Gegenstände, wobei immer wieder mehrere verwandte Teilprojekte des SFB 1150 „Kulturen des Entscheidens“, dessen Arbeit der Band dokumentiert, zusammengespant werden. Martina Wagner-Egelhaaf geht es um Handeln und Entscheiden in Goethes Autobiographie, Isabell Heinemann, Sarah Nienhaus, Mrinal Pande und Katherin Wagenknecht um Narrationen von Familienentscheidungen, sprich Liebe und Ehe, Abtreibung und Hausbau. Praktiken des Entscheidens führen soziale Dramen auf, wobei es Helene Basu auf Kompetenz als Ressource für Finanzmarktentscheidungen ankommt. André Krischers detailliert illustrierter Beitrag betrachtet eigenwillig und offensichtlich von Bruno Latour inspiriert Raumstrukturen und Aktenwesen nicht nur als Ressourcen, sondern geradezu als „Co-Produzenten der Entscheidungen“ englischer Richter des 18. Jahrhunderts (167). Die Projekte von Alexander Durben, Matthias Friedmann, Laura Marie Krampe, Benedikt Nientied und André Stappert befassen sich mit der Medialität von Ratswahlen und Disputationen, mit Parlamentsprotokollen und Prozessen zwischen Mündlichkeit unter Anwesenden und der zunehmenden Schriftlichkeit. Gewalt oder auch nur die ritualisierte Androhung von Gewalt erweist sich für Birgit Enzmann, Silke Hensel und Stephan Ruderer im Argentinien und Mexiko des 19. Jahrhunderts je nach Rahmenbedingungen auf unterschiedliche Weise als Ressource für Entscheidungen. Barbara Stollberg-Rilinger

behandelt Gunst als Ressource für Personalentscheidungen des Wiener Hofes im 18. Jahrhundert. In neun Thesen bringt sie die höfische Gabenökonomie auf den Punkt und gelangt zu dem Ergebnis, dass es weniger um die Besetzung von Stellen mit geeigneten Personen ging, sondern um die Ausstattung von Personen mit geeigneten Positionen – keine besonders neue Erkenntnis! Der gekonnte Umgang mit Normen erweist sich für Maximiliane Berger, Clara Günzl und Nicola Kramp als wichtige Ressource für talmudische Entscheidungen, für den Umgang mit mittelalterlichen Privilegien und für die Justiz im 19. Jahrhundert. Erfolgreiche Expertise als Ressource des Entscheidens hängt eben oft vom gewählten Entscheidungsfeld ab, wobei verschiedene Arten Recht eine große Rolle spielen. Davon können byzantinische Kaiser (Michael Grünbart) genauso gut betroffen sein wie spanische Inquisitoren, Juristen Friedrich Barbarossas oder abermals Byzantiner (Stefanos Dimitriadis, Florin Filimon, Konstantin Maier, Sebastian Rothe und Sita Steckel). Ganz andere Expert*innen sind bei Claudia Roesch gefragt, in deren Beitrag es erneut um die Regelung und Durchführung von Abtreibung geht, dieses Mal nicht nur in den USA, sondern auch in der BRD. Bloße Information als Datensammlung ist noch keine Ressource für Entscheidungen, dazu muss die Information mit Sinn besetzt sein wie im preußischen Straßenbau oder in westfälischen Landgemeinden des 19. Jahrhunderts (Constance Sieger, Felix Gräfenberg). Den Zusammenhang von vorbereitender Planung und Entscheidung untersuchen Stefan Lehr für den einstigen tschechischen Staatssozialismus und Matthias Glomb für die westdeutsche Bildungsplanung um 1970. Die Fehlbarkeit lag in beiden Fällen weniger an den Plänen als vielmehr an willkürlichen politischen Eingriffen in die Entscheidungen; Lehr spricht sogar von einer „Rationalitätsfassade“ (357). Rationalität ist allerdings fast nie ein Thema des Bandes, wie der Soziologe Uwe Schimank zusammenfassend feststellt, bevor er noch einmal auf Probleme der Begriffsbildung und der Hermeneutik theoretischer oder thematischer Befangtheit eingeht, abermals den Kompromiss zwischen Handlungs- und Praxistheorie anspricht und schließlich das thematische Chaos anders organisiert haben möchte.

Denn dieser Band bringt trotz oder wegen seiner Reichhaltigkeit Glanz und Elend „exzellenter“ deutscher historischer Forschung geradezu paradigmatisch zum Ausdruck. Es geht heute nicht mehr um bewährte oder auch neu zu entdeckende Gegenstände, sondern um die künstliche Fokussierung auf einen möglichst zündenden, neuen, mit aktuellen Diskursbestandteilen angereicherten, andererseits aber bewusst reduzierten Schlüsselbegriff. Dieses forschungspolitisch erzwungene Verfahren mag zwar durchaus einzelne neue Erkenntnisse beschieren, läuft aber letztendlich auf einen Wust disparater Ergebnisse verschiedenster Fächer hinaus, die eigentlich durchaus sehr erfolgreich ihr epistemologisches Eigenleben fristen könnten, dann aber forschungspolitisch gewaltsam auf den Begriff eines der unzähligen Sammelbände gebracht werden müssen. Dem entspricht inzwischen ganz selbstverständlich außerdem die künstliche Beschleunigung der Forschung, die für quellenbasiertes Arbeiten keine Zeit lässt, sondern für Veröffentlichungen mit einer Verfallszeit von nur wenigen Jahren rechnen muss. Das Rad muss eben pausenlos neu erfunden werden. Alternative Entwürfe für das Zustandekommen von Entscheidungen wie Hans Joas' „Kreativität des Handelns“ (1996) oder Wolfgang Reinhardts „Freunde und Kreaturen“ (1979) oder – aktueller – „Die Nase der Kleopatra“ (2011, Neudruck 2017) können oder müssen sogar der Einfachheit halber ignoriert werden. Denn im Gegensatz zur Perspektive der vorgestellten Kulturen des Entscheidens gibt es auch Entscheidungen, die nicht ge-

troffen werden, sondern die sich ergeben, sich gewissermaßen einschleichen. Aber solche müssen angesichts der künstlichen Begriffskosmetik auf der Strecke bleiben.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Krischer, André (Hrsg.), *Verräter. Geschichte eines Deutungsmusters*, Wien / Köln / Weimar 2019, Böhlau, 353 S. / Abb., € 39,00.

1943 – Verrat auf Italienisch? Aber wer hat damals eigentlich wen verraten? Oder auch: Wer fühlte sich damals verraten (Massimiliano Livi, 297–314)? Und hat Malintzin, die aztekische Geliebte des Hernán Cortés, als Dolmetscherin und Ratgeberin des Conquistadors tatsächlich die mexikanische Nation verraten, so dass Malinche in Mexiko zum Inbegriff des Verräters werden konnte? Aber eine mexikanische Nation gab es erst seit dem 18./19. Jahrhundert. Kann Malintzin dann denn überhaupt jemanden verraten haben (Katrin Dirksen, 241–256)? Natürlich gab und gibt es rechtlich eindeutige Fälle von Verrat, aber auch das Recht ist nicht immer unanfechtbar und oft genug eine Definitionsfrage. Selbst Judas Ischariot, der biblisch sanktionierte Prototyp des Verräters schlechthin, hat seine Verteidiger gefunden. Auf der anderen Seite war und ist der Verratsvorwurf immer besonders wohlfeil und hat es sogar bis zum Unwort des Jahres 2016 gebracht. Kurzum: Wieder einmal ist die historische Feststellung angebracht, dass die Bedeutung von Geschichte oft genug in der Geschichte von Bedeutung besteht. Verräter werden vielleicht einmal entlarvt, weit häufiger aber „gemacht“, und zwar nur allzu häufig mittels Medien, wie viele Abbildungen des vorliegenden Bandes belegen.

Der Reihe nach behandeln die Beiträge des Bandes die folgenden „Problemfälle“: Hat der von Dante in die tiefste Hölle verdamnte Cäsarmörder Brutus wirklich die Einschätzung als Verräter verdient (Fabian Schulz)? Den machtbewussten frühmittelalterlichen Bayernherzog Tassilo III. auf Dauer zum Verräter zu stilisieren war ebenfalls „eine mediale Meisterleistung der karolingischen Geschichtsschreibung“ (Gerald Schwedler). Denn für die mittelalterliche Literatur erweist sich angesichts des Leitwerts „Treue“ Verrat als besonders beliebtes Motiv. Freilich kannte nicht nur das Nibelungenlied neben Verrat auch den Gegenverrat (Ulrich Hoffmann). Gabriele Haug-Moritz findet in den umfangreichen Texten über den Verrat Moritz von Sachsens, des „Judas von Meißen“, an Karl V. und über den verräterisch ermordeten Herzog François de Guise eine gemeinsame Semantik des konfessionellen Zeitalters. Die Tendenz der hessischen Ritterschaft zur politischen Neutralität wurde 1623 vom Landgrafen Moritz noch als Landesverrat gewertet (auch denn es den Begriff noch nicht gab). Aber schon 1625 ließen beide Seiten den Vorwurf stillschweigend verschwinden; man brauchte sich gegenseitig. Verrat hingegen zeitigt damals wie heute einen unüberbrückbaren Gegensatz (Tim Neu). König Karl I. in einen Verräter zu verwandeln und hinrichten kostete demgemäß beträchtliche legitimatorische Anstrengungen. Bei Ludwig XVI. war es dann einfacher geworden (Andreas Pečar). Beim Verrat des Kölner Ministers Wilhelm von Fürstenberg im späten 17. Jahrhundert deutete sich immerhin ein Wandel vom personalen Treuebruch zum modernen „nationalen“ Verrat an (Tilman Haug). Die seit der Reformation notorische Papistenfurcht der Briten weist zwar „Realitätsfetzen“ (191) auf, hat aber überwiegend den Charakter eines paranoiden Konstrukts (André Krischer) – mancherorts bis heute. Benedict Arnold war zwar tatsächlich ein Verräter, seine dauerhafte Dämonisierung erfolgte aber erst im Dienst der Erfindung einer Nation, nämlich der frischgebackenen USA (Volker Depkat). Franz Raffl hingegen, der Verräter des Tiroler Helden Andreas Hofer, ließ sich neuerdings zum Friedensbringer umdefinieren (Andreas Oberhofer). Der Verratsverdacht